

**Zeitschrift:** Appenzellische Jahrbücher  
**Herausgeber:** Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft  
**Band:** 152 (2025)  
  
**Artikel:** "Die Angst, ausgewiesen zu werden, war immer da"  
**Autor:** Surber, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1087996>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## «Die Angst, ausgewiesen zu werden, war immer da»

*Die Ausstellung «Ricordi e stima» und das Buch «Grazie a voi» dokumentierten 2016 die italienische Migration in der Ostschweiz nach dem Zweiten Weltkrieg. Der in Heiden lebende Fausto Tisato hatte mitgewirkt. Ein Interview über Diskriminierung und Wertschätzung, Integration und Parallelgesellschaften. Und im Anschluss eine Auswahl von Fotos aus «Grazie a voi».*

INTERVIEW: PETER SURBER

Was war der Ansporn zur Ausstellung «Ricordi e stima» und zum Buch «Grazie a voi»?

**Fausto Tisato:** Der Anstoss kam vom Ostschweizer Archiv für Frauen- und Sozialgeschichte in Kooperation mit dem Centro Socio Culturale Italiano in St. Gallen und weiteren italienischen Organisationen in der Ostschweiz. Bis dahin – im Jahr 2016 – hatte es von offizieller amtlicher Seite kaum eine Anerkennung oder Wertschätzung gegeben für das, was die Ausländergemeinschaft geleistet hatte. Daraus entstand die Idee, sich diese Anerkennung selbst zu verschaffen, wie es der Titel der Ausstellung ausdrückt: «Ricordi e stima», Erinnerungen und Wertschätzung. Ein Aspekt dieser Wertschätzung war, dass die Fotos nicht nur innerhalb der italienischen Community, beispielsweise im Centro Socio Culturale, ausgestellt würden, sondern im Kulturmuseum St. Gallen. Allein dies bedeutete den Menschen viel, die ihre Bilder zur Verfügung gestellt hatten. Sie waren stolz, die Fotos aus dem eigenen Album hier wiederzusehen. Und sie riefen auch bei Schweizer Besucherinnen und Besuchern viele Erinnerungen wach und den Eindruck: Das ist ein Stück weit auch unsere Geschichte. Aufgrund des Erfolgs der Ausstellung kontaktierte uns der Limmat Verlag für das Buchprojekt. Die Erstauflage des Buches war innerhalb eines Jahres vergriffen.

Hast du eine Erklärung, warum diese Wertschätzung offiziell ausblieb? Lag es am fehlenden Interesse an Alltagsgeschichte generell, oder hat es spezifisch mit dem Thema Migration zu tun?

Ich kann dazu nur Vermutungen anstellen. Der Umgang mit den Fremden spielte sicher eine Rolle. Zunächst wollte man die «Gastarbeiter» hier haben, dann wollte man sie wieder loswerden, in der Zeit von James Schwarzenbach und seinen sogenannten Überfremdungsinitiativen. Das war eine unschöne, schwierige Zeit. Man war mehr oder weniger geduldet und wurde zumindest von einem Teil der Gesellschaft diskriminiert. Während dieser Zeit habe ich als Kind Diskriminierung und

«Die Bilder riefen auch bei Schweizer Besucherinnen und Besuchern viele Erinnerungen wach und den Eindruck: Das ist ein Stück weit auch unsere Geschichte.»

Ausgrenzung am eigenen Leib erlebt. Ich traute mich im öffentlichen Raum nicht mehr, mit meinen Eltern oder Brüdern italienisch zu reden. «Essere Italiano» musste möglichst versteckt werden. Mit der Ausstellung erhielten Betroffene wie ich gewissermassen wieder das Wort zurück – und ein Stück Visibilität.

Die privaten Bilder aus den Italienervereinen, von politischen Anlässen oder Freizeitaktivitäten vermitteln den Eindruck einer Art Parallelgesellschaft. Wie muss man sich das genau vorstellen?

Für mich persönlich hat der Begriff der «Parallelgesellschaft» zwei Aspekte. Einerseits steht er für mangelnde Integration. Von Schweizer Seite wurde Assimilation angestrebt und keine echte Integration. Das ist einer der Gründe, warum Parallelstrukturen wie beispielsweise ein eigener Blutspendedienst aufgebaut wurden. Diese bildeten ein Gegengewicht zu den eingeschränkten Rechten und Möglichkeiten der italienischen Einwanderinnen und Einwanderer im Vergleich zur Schweizer Bevölkerung. Der Begriff Assimilation bedeutet wörtlich «ähnlich machen». Das hiess für uns, sich bedingungslos an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen, ihre Werte und Kultur zu übernehmen und die eigene kulturelle Identität zurückzustellen. Integration bedeutet hingegen für mich die Eingliederung von Personen mitsamt ihres kulturellen Hintergrunds in ein bestehendes System, sodass sie Teil davon werden und an der Gesellschaft oder dem System partizipieren können.

«Hunderte, wenn nicht Tausende von Kindern wurden so in Wohnungen versteckt gehalten und, falls entdeckt, nach Italien abgeschoben.»

Integration würde verhindern, dass sich eine Parallelgesellschaft bildet?

Ja, weitgehend schon. Dabei möchte ich betonen, dass Integration für mich ein wechselseitiger Prozess ist, der Anstrengungen sowohl von den Eingewanderten und ihrer «Community» als auch von der Mehrheitsgesellschaft selbst erfordert, um Teilhabechancen zu schaffen und die Gesellschaft gemeinsam zu gestalten. Damit komme ich zum zweiten Aspekt: Viele Italienerinnen und Italiener kamen anfänglich nur «für ein, zwei Jahre», um danach wieder zurückzukehren. Dazu kam, dass gemäss Bundesgesetz damals nur einreisen durfte, wer einen Arbeitsvertrag vorweisen konnte, und Ehepaare nur, wenn beide arbeiten gingen. Ihre Kinder mussten «draussen» bleiben. Hunderte, wenn nicht Tausende von Kindern wurden so in Wohnungen versteckt gehalten und, falls entdeckt, nach Italien abgeschoben. Das hat die Integration auf Seiten der Migrantinnen und Migranten ebenfalls erschwert. Man blieb unter sich, aber man blieb, und irgendwann wurde das zum Dauerzustand. So entstanden je nach Herkunftsregion die «Circoli», man hatte die eigenen Klublokale und unternahm Sonntagsausflüge mit befreundeten italienischen Familien. Das war auch in meiner

Familie so. Der Aufbau italienischer Kindertagesstätten oder Schulen war ein Beispiel dafür, wie weit diese Parallelgesellschaft reichte. Dies schuf auch Konflikte innerhalb der italienischen Gemeinschaft. So setzte sich beispielsweise die Federazione Colonie Libere Italiane (FCLI) – eine 1943 von antifaschistischen Kreisen gegründete Organisation, deren Mitglieder während des Zweiten Weltkriegs in die Schweiz geflüchtet waren – für Integration ein. Andere Migrantinnen und Migranten aus traditionsbewussten Familien sahen ihre Werte und ihre Identität hingegen eher in parallelgesellschaftlichen Strukturen gesichert.

Wo standen deine Eltern in diesem Konflikt?

Ich habe meine Eltern eher als apolitisch erlebt. Obwohl sie aufgrund ihrer Kriegstraumata partisanenfreundlich waren und Mussolinis faschistische Einparteiendiktatur ablehnten, haben sie sich selten geäußert. Die Angst, ausgewiesen zu werden, wenn sie sich gegen die Diskriminierung auflehnen würden, war ständige Begleiterin. Möglichst unauffällig sein, das war ihre Devise. Meine Eltern waren gerne unter Ihresgleichen und hatten dadurch Mühe, Deutsch zu lernen. Für mich hingegen sind aufgrund meiner eigenen Diskriminierungsgeschichte soziales Engagement, gesellschaftliche Teilhabe und Miteinander statt Gegeneinander zentral – sei es privat oder in meinen beruflichen Projekten. Im Unterschied zu meinen Eltern muss ich keine Angst mehr haben, ausgewiesen zu werden.

Wie hast du damals Ausgrenzung und Diskriminierung erlebt?

Während meiner Primarschulzeit war aufgrund von Schwarzenbachs Volkshetze «Tschingge verschloh» eine Art Sport. Ich musste regelmässig neue Umwege finden, um nach Hause zu gelangen, da ich von Mitschülerinnen und Mitschülern abgepasst wurde. Die ersten sieben Jahre hat meine Familie im Linsebühl gewohnt, das damals das Rotlichtviertel von St. Gallen war. Es gab da billigen Wohnraum und einen hohen Anteil an Ausländerinnen und Ausländern. Diese Ghettoisierung war an sich bereits diskriminierend. Dadurch lernte ich erst im Kindergarten richtig Schweizerdeutsch. In der ersten Klasse im Hadwig-Schulhaus folgte dann ein einschneidendes Erlebnis. Am ersten Schultag sagte der Lehrer, wer ein Wort nicht verstehe, solle sich melden. Womöglich meinte er damit ein für auf Schweizerdeutsch aufgewachsene Kinder unbekanntes deutsches Wort. Am dritten Schultag streckte ich die Hand auf, weil ich das Wort «Unterschied» nicht verstand. Ich sehe noch genau vor mir, wie der Lehrer seinen Siegelring gegen die Handinnen-seite drehte, zu mir trat und mir eine Ohrfeige verpasste, die mich vom Stuhl fegte. Dabei sagte er: «Du Sautschingg, gang

«Für mich sind aufgrund meiner eigenen Diskriminierungsgeschichte soziales Engagement, gesellschaftliche Teilhabe und Miteinander statt Gegeneinander zentral.»



zerscht hei go Dütsch lerne, bevor d id Schuel chunnsch.» Ich bin dann heimgerannt und meine Mutter, die sonst «gwehrig» war, reagierte ganz verschüchtert. Wie bereits erwähnt, war die Angst, von der Fremdenpolizei ausgeschafft zu werden, in dieser Zeit immer präsent. Das Verhalten des Lehrers war für meine Schulkameraden eine Art Freipass: Da ist ein Prügelknabe! Nach dieser Ohrfeige hat es mir wortwörtlich «die Sprache verschlagen», und ich blieb für den Rest des Schuljahres stumm. Glücklicherweise zogen wir nach der ersten Klasse in das Lerchenfeld-Quartier. Der Lehrer der zweiten und dritten Klasse im Schulhaus Feldli war nicht minder gewalttätig, aber wenigstens nicht ausländerfeindlich eingestellt. In der vierten bis sechsten Klasse hatte ich dann einen tollen, aufgeschlossenen Junglehrer – das tat richtig gut. Bis zu jener Aushilfslehrerin, die mir mit ausländerfeindlichen Bemerkungen das Aufsatzheft zerriss und mir die Aufgabe stellte, alle Aufsätze neu zu schreiben.

Du bist Jahrgang 1959, das war demnach Anfang der 1970er-Jahre, das ist noch nicht lange her ...

Zuhause konnte ich den Vorfall nicht verheimlichen und musste erzählen, was passiert war. Zum Glück war eine Schweizer Nachbarin anwesend, die alles mitbekam. Sie intervenierte bei der Schulverwaltung, und die Aushilfslehrerin wurde suspendiert. Mitzuerleben, wie sich eine Schweizerin für mich einsetzte, war eines der wichtigsten Schlüsselerlebnisse in meinem Leben. Die Erfahrung, dass man etwas bewirken kann, wenn man sich auf die Gerechtigkeitsebene begibt und entsprechend handelt, war prägend für mein Leben. Diskriminierung habe ich auch später oft erlebt, zum Beispiel bei der Wohnungssuche nach meiner Ausbildung. Bei telefonischen Kontaktaufnahmen hiess es ab und zu: «Ah, Sie sind Tessiner?» Und wenn ich antwortete, dass ich Italiener sei, folgte eine ablehnende Antwort.

Wann hörten solche rassistischen Erlebnisse auf? Oder gibt es sie weiterhin?

Das hat sich meiner Wahrnehmung nach schleichend geändert. Die erste echte Wertschätzung als Italiener habe ich während der Sekundarschule erlebt. Damals wurde Italien plötzlich modern, als Ferienland mit seiner Musik und seinem Essen. Es war «in» für Schweizer Mädchen, einen italienischen Freund zu haben. Da die Diskriminierungserfahrungen noch sehr präsent waren und ich sie noch nicht verarbeitet hatte, fiel es mir schwer, dies anzunehmen, und ich zog mich zurück.

«Mitzuerleben, wie sich eine Schweizerin für mich einsetzte, war eines der wichtigsten Schlüsselerlebnisse in meinem Leben.»

Wenn du deine eigene Lebensgeschichte vergleichst mit den Geschichten aus der Recherchearbeit zur italienischen Migrationsgeschichte: Was bleibt dir als Bild, was ist das Prägende? Ihr habt ja den Buchtitel gewählt: «Grazie a voi».

Der Buchtitel ist ein Statement der Dankbarkeit. Unsere Eltern-generation hat viel durchgemacht und hat sich viel erkämpfen müssen. Die Suche nach einem «besseren Leben» war dabei ganz zentral: der Wunsch der Eltern, dass ihre Kinder einen besseren Start ins Leben haben. Das kam in Interviews mit Vertreterinnen und Vertretern der zweiten Generation immer wieder zur Sprache: Sie selbst sollten es besser haben als die Vorkriegsgeneration.

War es auch ein Befreiungsgefühl, überhaupt wegzukommen, gerade aus Süditalien, wo die Perspektiven damals schlecht waren und wo die Abwanderung besonders stark war?

Zweifelloos hatte die Arbeitsmigration auch bei meinen aus Norditalien stammenden Eltern mit Not zu tun, aber es war auch die für junge Menschen typische Neugier im Spiel. Es war ein Sog, der viele erfasste. Da gibt es für mich keinen Unterschied zwischen Nord- und Süditalien, denn die Not in den Nachkriegsjahren war in ganz Italien gross. In Sizilien beispielsweise waren es in den 1950er-Jahren vor allem die gescheiterte Landreform und die damit verbundene Landflucht, die Tausende von Bauern in die Emigration zwangen. Mit ein Grund für die Emigration war für manche auch die Befreiung aus engen Familienbanden und Wertvorstellungen sowie die Suche nach Selbstbestimmung und Freiheit.

Ihr habt die Ausstellung nach St. Gallen auch in Ugento in Süditalien gezeigt. Interessieren sich die Menschen im Herkunftsgebiet für die Emigrationsgeschichte?

Ja, viele Migrantinnen und Migranten sind später zurückgekehrt, um ihren Lebensabend in der Heimat zu verbringen. Viele haben Geld zurückgeschickt, um die Familie im Herkunftsland zu unterstützen. Sie sind jeden Sommer in die Ferien gefahren und nicht wenige haben sich ein Haus gebaut oder das der Eltern geerbt. Insofern war das Interesse gross. In Ugento gibt es einen Verein der Zurückgekehrten, der sich am Aufbau der Ausstellung beteiligte. Unser Anliegen war es, mit der Ausstellung ein Bild davon zu vermitteln, wie der Alltag hier in der Schweiz war und wie das Leben in der «Fremde» ausgesehen hat. Wir wollten die Ausstellung «Ricordi e stima» dann nach Norden wandern lassen, aber das klappte bisher nicht, da uns die finanziellen und personellen Ressourcen fehlen. Eine weitere Idee ist es, das digitale Archiv der Ausstellung dem MEI – dem Nationalmuseum der italienischen Auswanderung – in Genua zu übergeben.

«In Ugento gibt es einen Verein der Zurückgekehrten, der sich am Aufbau der Ausstellung beteiligte.»

«Hoffnung gibt es durch Bildungsinitiativen und Projekte, die stereotype Denkweisen abbauen, um eine offene Gesellschaft zu fördern. »

Wo müsste die Forschungsarbeit weitergehen, die ihr angefangen habt?

Es gibt aus meiner Sicht zwei Themen, die zwar bereits erforscht, aber noch nicht ausreichend im öffentlichen Diskurs verankert sind. Das eine ist der innerhalb nationaler Gemeinschaften bestehende Rassismus und die damit verbundenen Diskriminierungen. Ich treffe auch heute immer wieder Norditaliener, die sich despektierlich und rassistisch über ihre Landsleute aus dem Süden äussern. Das zweite Thema ist das «Wir-und-die-Anderen»-Narrativ, das selbst von Migrations-Betroffenen bedient wird. Mich beschäftigt die Art und Weise, wie ehemalige Migrantinnen und Migranten oder ihre Nachkommen sich selbst definieren und gleichzeitig andere Gruppen ausgrenzen. Mich beschäftigt, wie die Geringschätzung, die man selbst oder die Eltern erlebt haben, weitergegeben wird. Wie kommt es, dass sich sogenannte «Secondos» politisch in Gruppen oder Parteien engagieren, die sich fremdenfeindlich äussern und ausgrenzende Narrative bewusst nähren? Es mag sein, dass man nicht mehr der Prügelknabe oder das Prügelmädchen sein will – und deshalb über andere herzieht. Personen, die Ausgrenzung erfahren haben, internalisieren diese Erfahrungen oft. Statt Empathie für andere zu entwickeln, versuchen sie, ihre eigene Unsicherheit zu kompensieren, indem sie eine starke Gruppenidentität entwickeln, die sich gegen «die Anderen» richtet. Es gibt bestimmt weitere Gründe, die es zu erforschen gilt. Hoffnung gibt es durch Bildungsinitiativen und Projekte, die stereotype Denkweisen abbauen, um eine offene Gesellschaft zu fördern. Ein Beispiel ist die Wanderausstellung «Wir und die Andern. Vom Vorurteil zum Rassismus», die vom Musée de l'Homme in Paris konzipiert und an die Schweizer Gegebenheiten angepasst wurde, inklusive ihres umfangreichen Begleitprogramms für Schulen.



Blick ins Familienalbum

*Arbeit, Freizeit, Wohnen, Politik: Fotos aus dem Buch «Grazie a voi»*



*Arbeiterinnen mit Padre Denardi und Padre Cesare von der Missione Cattolica. Denardi hatte diese Frauen aus seiner Heimat Conegliano in der Provinz Treviso an die Bischoff Textil AG in St. Gallen vermittelt. St. Gallen, ca. 1955.*



*Ein Arbeitssaal des Textilunternehmens S. Rothschild & Co. an der Teufener Strasse in St. Gallen. Die Firma beschäftigte zahlreiche italienische Näherinnen. St. Gallen, 1961.*





*Strassenbauarbeiten der Firma Cellere AG, die 1919–1921 den Landsgemeindeplatz Trogen neu pflästerte. Ein Arbeiter bearbeitet einen Randstein. Unterer Graben, St. Gallen, Sommer 1956.*



*Migranten bauten Eisenbahntunnels und Autobahnen. Bis heute unterhalten sie Strassen und Schienennetze. Ohne sie ist der Ausbau und Unterhalt des Schweizer Verkehrsnetzes nicht zu bewältigen. Die Arbeit ist hart und schweiss-treibend, die Unterstützung durch Baumaschinen war bis in die 1980er-Jahre hinein noch rudimentär, wie das Bild mit Gleisararbeitern zeigt. Gearbeitet wurde ohne Schutzkleidung. Ort unbekannt, Anfang der 1970er-Jahre.*





*Bruno Tisato im Team U. C. Veronese beim Aufstieg Richtung Castel San Pietro. Nach der Migration in die Schweiz 1954 beendete er seine Karriere als Radfahrer. Sein Sohn erhielt den Vornamen Fausto, als Hommage an den legendären italienischen Radweltmeister Fausto Coppi. Verona, 1948.*



*Freundschaftsspiel zwischen Ledigen und Verheirateten; ein Brauch, der von Italien mit in die Schweiz gebracht wurde, hier auf der Kreuzbleiche. St. Gallen, Jahr unbekannt.*





Auftritt der Band «The Batmen» an der Gala della Canzone im Restaurant Hirschen in Teufen. Teufen, 1970er Jahre.



Konferenz der Associazione italiana d'assistenza di Teufen über die Probleme der Arbeiterschaft und die Fernsehgebühren. Teufen, 1970.





*Ferien am Meer in Lignano Pineta. V. l. n. r.: Die Brüder Stefano und Fausto Tisato, die Mutter Pierina Frisan und Edith, die Ehefrau des Cousins Giuseppe Frisan. Lignano Pineta, 1962.*



*Eleganz und Lässigkeit. Die beiden Arbeiter Luciano Dalla Rosa (links) und Giuliano Alghisi auf einem Ausflug der Maschinenbaufirma Spühl AG, Wittenbach. Luzern, 1963 oder 1964.*





*Anna Maria Casanova Borgia mit ihrer Vespa auf der Rückkehr aus den Sommerferien in Campolattaro, Kampanien. Gotthard-Pass, 1962.*

*Literatur: Marina Widmer u. a. (Hrsg.): Grazie a voi. Fotografien zur italienischen Migration in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag, 2018 (1. Aufl. 2016).*